

Style Queen





© Anna Johnson ©

Style Queen



mosaik



Anna Johnson

Style Queen

Stilvoll leben mit kleinem Budget
Shoppen, wohnen, speisen, reisen
Unbezahlbare Tipps

Illustrationen von Anna Johnson
mit Collagen von Emily Taff

Aus dem Amerikanischen
von Susanne Lötscher

mosaik





Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Tauro liefert Sappi, Werk Stockstadt.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe August 2014

© 2014 der deutschsprachigen Ausgabe

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

© 2010 Anna Johnson

Alle Rechte vorbehalten

Originaltitel: *Savvy Chic. The Art of More for Less*

Originalverlag: Avon Books. Published by arrangement

with Avon Books, an imprint of HarperCollins Publishers, LLC

Umschlaggestaltung: zeichenpool, München

Umschlagillustration: Anna Johnson / Emily Taff /

Krone shutterstock.com/blue67design

Illustrationen: Anna Johnson

Collagen: Emily Taff

Redaktion: Andrea Kalbe

Satz: Uhl+Massopust, Aalen

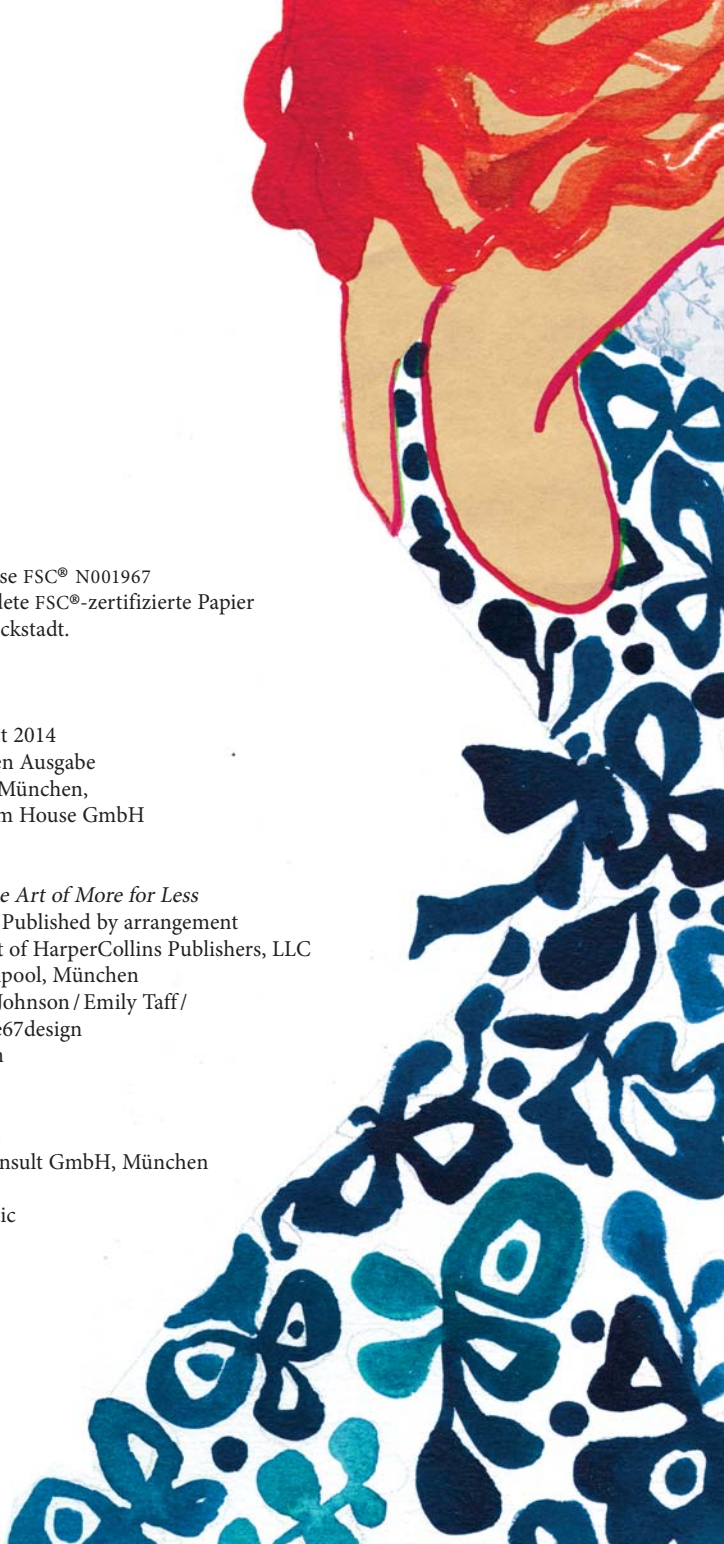
Gesamtherstellung: Print Consult GmbH, München

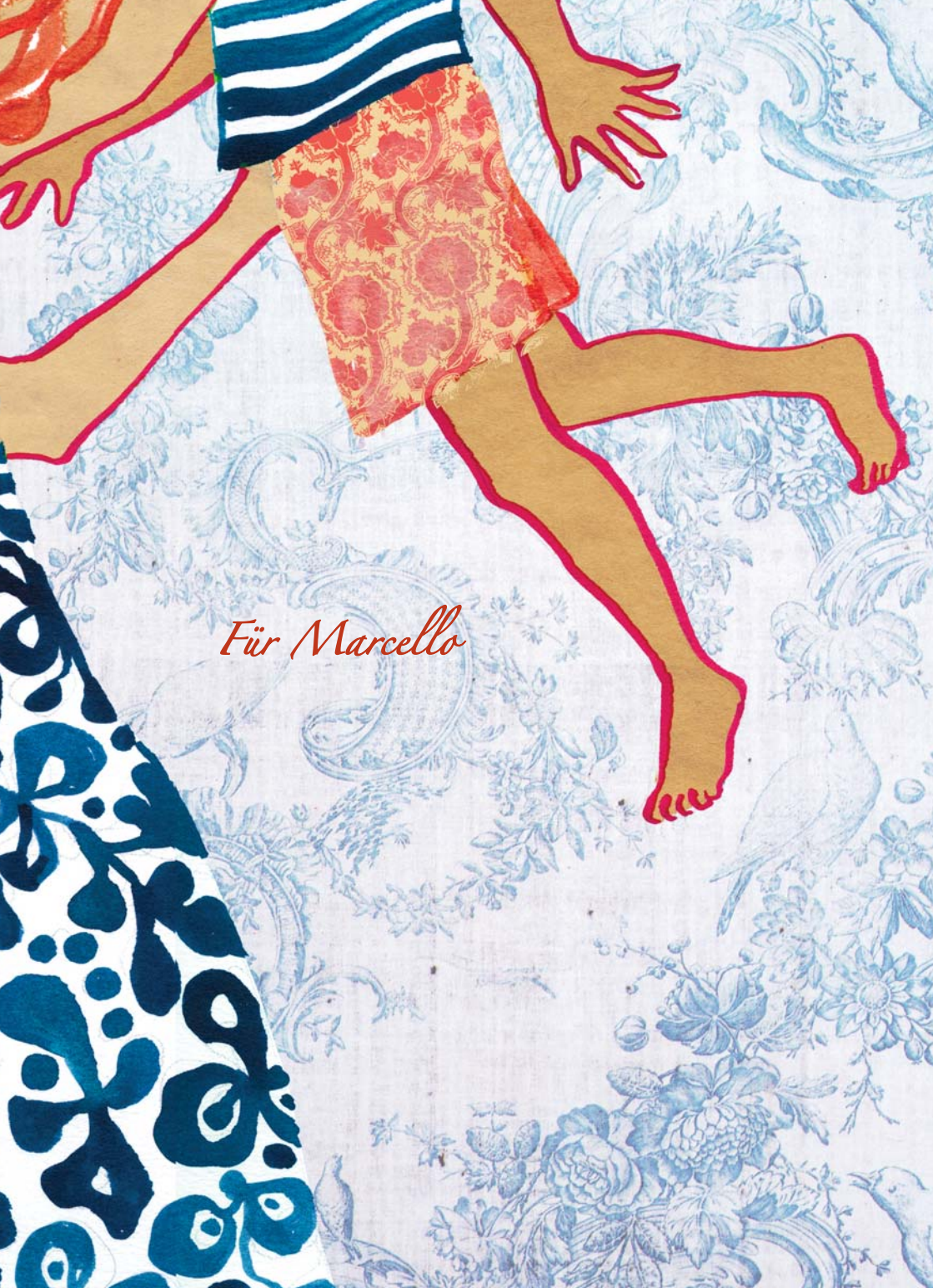
CB · Herstellung: IH

Printed in the Slovak Republic

ISBN 978-3-442-39266-7

www.mosaik-goldmann.de





Für Marcello



Inhalt

Vorwort: Die Logik verschwenderischer Sparsamkeit 13

I. Kleidung 21

- 1 Wenn die Fetzen fliegen: So überlebt man einen Sample Sale 23
- 2 Liebe in Secondhand: So werden Sie zur Vintage-Shopperin . . 31
- 3 Die Kunst, anderer Leute Kleidung zu tragen: Finden Sie Ihren eigenen Stil und Ihr Jahrzehnt 37
- 4 Warum Edith Piaf Schwarz trug 47
- 5 Billiger Nervenkitzel und falsches Sparen: So stellen Sie sich eine Chiconomy-Garderobe zusammen 53
- 6 Trag niemals Streifen in Paris: Schummeln, was das Zeug hält in den versnobtesten Städten der Welt 67

II. Wohnen 79

- 1 Gemietetes Leben: Bloß keine Sicht auf Backsteinmauern! . . 81
- 2 Bekenntnisse einer Arme-Leute-Einrichtung: Protzen Sie mit Wandfarben und Türknäufen 89
- 3 Königin der Flöhe: Wie man schöne alte Dinge kauft 93
- 4 Wohnlichkeit für wenig Geld: Meine Tricks für Atmosphäre . . 101
- 5 Saubere Bettwäsche, Chopin und schwarzer Tee in einer weißen Porzellantasse: Die Basics für ein Fünf-Sterne-Boudoir 109
- 6 Kunst ohne Künstler: Kreieren Sie Ihr eigenes Meisterwerk 113

III. *Einkommen* 127

- 1 Abgebrannt, aber nicht am Ende: Gutgelaunt trotz leerer Taschen 129
- 2 Ein Budget erstellen: Abspecken, auch wenn Sie fast pleite sind 137
- 3 Leben Sie für das, was Sie lieben: Warum Berufungen wichtig sind 151
- 4 Ich war die Garderobenfrau der Stars: Kleine Jobs, die Ihr Leben verändern 159
- 5 Erste Eindrücke, Geld und Schicksal: Powerdressing für Landeier 171
- 6 Guter Geschmack, aufs Wesentliche reduziert: Die neue Shopping-Ökologie 181

IV. *Essen* 189

- 1 Einfache Festgelage: Nahrung für Freunde, Leib und Seele . . . 191
- 2 Schmalhans-Wochenmenüplan – sieben Mahlzeiten für je zehn Euro 203
- 3 Brot und Muffins: Kleine Meditationen über Seelennahrung, Snobismus und Verführung 225
- 4 Vollwertkost ist kein Luxus: Natürliche Ernährung für weniger Geld 235

V. *Reisen* 245

- 1 Hängematte, Schlafsack, Futon, Fußboden: Die Geheimnisse meiner Ein-Sterne-Reisen 247
- 2 Andere Reisen, andere Wege: Reisealternativen für knauserige Vagabunden 263

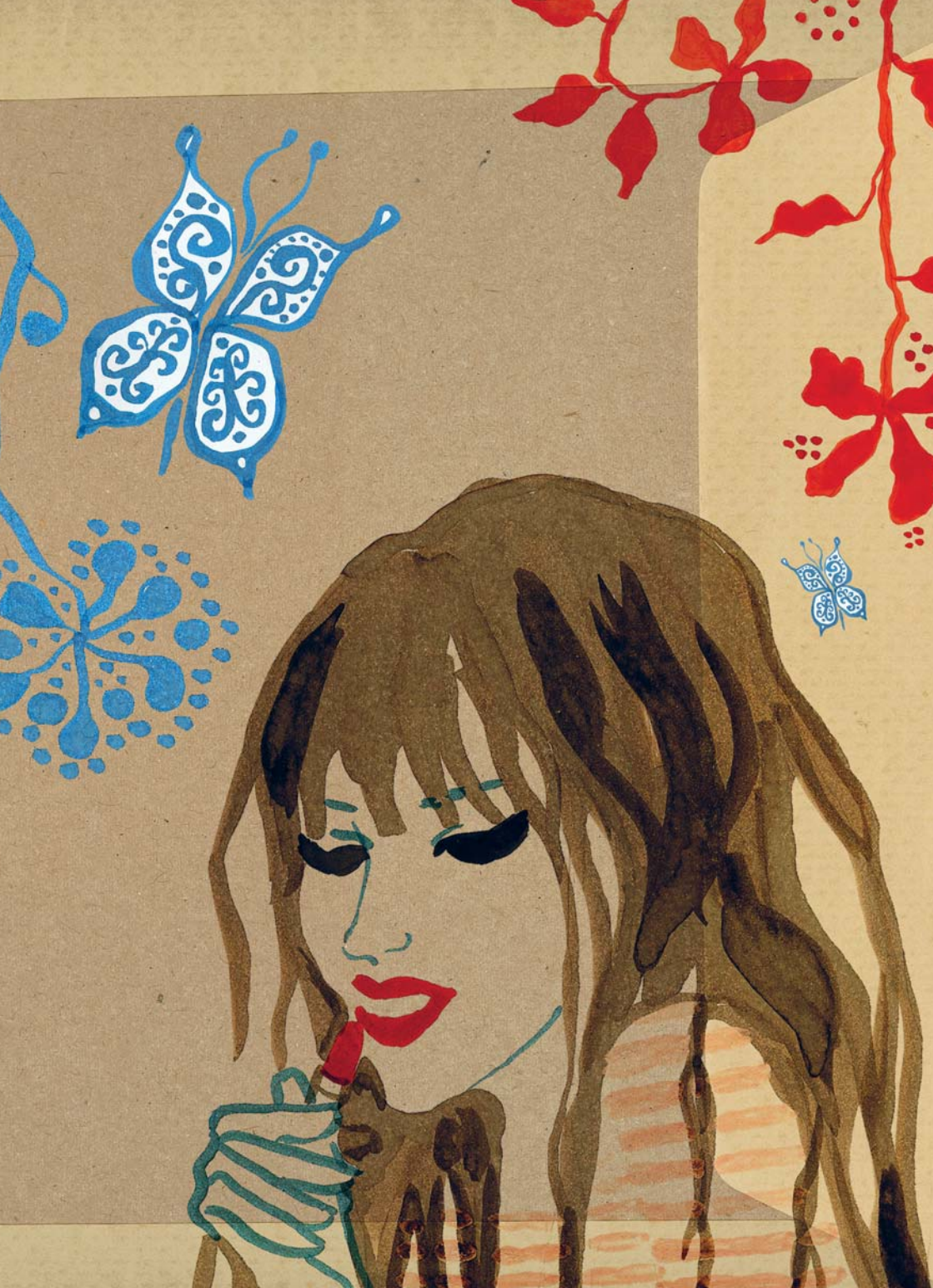
3 Schlechte Reisen gibt es nicht: So profitieren Sie am meisten von der großen weiten Welt	269
4 Für Schnäppchenjägerinnen: Führer in den siebten Himmel der Economy Class	281
5 Wenn alle anderen in den Hamptons sind: Sommer in der Stadt, aus der es kein Entrinnen gibt	289

VI. Geselligkeit 297

1 Frühstückstreff: eine geniale Idee	299
2 Jetzt verschenken: Nette Geschenke für wenig Geld	309
3 Luxus trotz einfacher Bedingungen: Romantik für Sparfüchse	319
4 Sich allein amüsieren: Vom Penthouse auf die Straße	329
5 Preiswert heiraten: Genügsame Bräute schießen den Vogel ab	337

Nachwort:

Praktisches, Kostbares und völlig Überflüssiges	351
Danksagung	357
Über die Autorin	361
Rezeptverzeichnis	362
Register	363



Vorwort

Die Logik verschwenderischer Sparsamkeit

Eines muss ich gleich klarstellen: In diesem Buch geht es nicht darum, wie man Geld spart, hortet, in Sicherheit bringt oder gar respektiert. Ich bin kein Geizkragen. Ich weiß, wie man sich ohne viel Geld an Dingen erfreut, teure Ladenendpreise vermeidet und versnobte Blicke täuscht. Aber ich bin nicht von Natur aus zu besonnener Sparsamkeit veranlagt. Seide liebe ich genauso wie Kordsamt. Parfüm brauche ich häufiger als Milch. Meine letzten sechs Dollar würde ich eher für Erdbeeren und eine einzelne Lilie als für Brot ausgeben. Ich bin auch nicht aufgrund einer Pechsträhne arm. Zur Schriftstellerei sind seit eh und je Geburtsadlige und völlige Dummköpfe berufen. Wer es richtig anpacken will, braucht dafür viel Zeit. Bücher brauchen Jahre... und Jahre... und ich bin häufig genau deswegen pleite, weil mich das Schreiben so viel Zeit kostet. Nicht acht Stunden im Büro arbeiten zu müssen ist für mich eine unerhörte Freiheit, und wegen dieses Luxus habe ich sehr lange ohne Kranken- und Lebensversicherung und Geld für die nächste Miete gelebt. Ich bin eindeutig der Albtraum



eines Buchhalters und lebe angesichts der trostlosen Realität nun erst recht lustvoll, aber ich meine, dass ich etwas zu sagen habe. Irgendeinen Sinn muss es doch haben, dauernd stillvoll abgebrannt zu sein. Entscheidend ist für mich, dass man mit weniger Geld gut leben kann. Sogar mit *sehr viel* weniger Geld – wenn man mit Bedacht an die Sache herangeht.

Geld ist der Herzschlag des Lebens, aber wohl kaum seine Seele. Und doch prägt es jeden Augenblick. Geld ist für jeden, mit Ausnahme vielleicht der Superreichen, gleichbedeutend mit Plackerei. Angeblich ist es die Eintrittskarte ins Reich der Freude und Freiheit. Wenn es hart auf hart kommt, ist Geld konkret (Miete ist Miete), aber in der modernen westlichen Kreditgesellschaft ist es auch abstrakt. Häufig bewegen sich unsere Ausgaben irgendwo zwischen dem, was wir uns tatsächlich leisten können, und dem, was uns unserer Meinung nach zusteht. Mit den Wünschen kommen die Schulden. Da wir in einer luxusbesessenen Kultur gefangen sind, fällt es uns mittlerweile sehr schwer, zwischen Lebensnotwendigem und Begehrlichem zu unterscheiden. Bei einer von Plastikgeld angeheizten Shopping-sause verlieren wir den Preis der Dinge – den wahren Preis (Zeit, Zinsen, Stress und Rückzahlungen) – aus den Augen. Umweltprobleme und Wirtschaftskrise haben der Konsumkultur inzwischen zwar einen Dämpfer verpasst, doch so bewusst und umsichtig wir uns auch zu verhalten versuchen, die Verlockung ist immer präsent: Sie pulsiert im Portemonnaie, jederzeit zum Angriff bereit.

Einer der Hauptgründe, warum ich häufig nicht über Geld verfüge, ist, dass ich keine Kreditkarten benutze. Ich wünschte, dieser Umstand wäre eine Frage des Prinzips, Tatsache ist aber, dass ich leichtsinnig bin. Und zwar durch und durch. Wie ein



Spieler würde ich meine Jetons in einem einzigen wahnsinnigen Moment auf eine Karte setzen, und nur der Himmel und die Grenzen meines Dispokredits könnten mir Einhalt gebieten. Im Vergleich zu vielen anderen habe ich ein etwas archaisches Verhältnis zu Geld: Ich gebe genauso viel aus, wie ich im Geldbeutel habe – und das oft nicht für »vernünftige« Dinge.

Was ich mir finanziell nicht leisten kann, erschaffe ich neu, täusche ich vor, bilde ich mir ein, repariere ich oder »stehle« ich. Sich Luxus für wenig Geld zu leisten ist eine Art Kunstform. Meine Mutter brachte mir den wahren Wert einer Tasse Tee bei, die man in einer schicken Hotellobby oder einem noblen Café trinkt. »Sieh dir all diese großartigen Blender an, die im Café de Flore in Paris herumlungern«, sagte sie oft, »wie Müßiggänger sitzen sie bei einer Tasse Café au lait, nehmen die Atmosphäre in sich auf und schauen, was die Reichen so machen! Es ist doch keine Sünde, sich in teuren Immobilien aufzuhalten.« Auch Raum ist Geld, genau wie Zeit. Geld zum Vergnügen auszugeben ist zwar nicht die puritanische Art zu sparen, aber es ist eine Alternative, eine nicht minder mutige Art, um zu überleben. Wie im Wirtschaftsleben ist es eine Kunst, die Balance zwischen Luxus und Wesentlichem zu finden. Preiswerte grüne Äpfel und teures Gebäck. Ein unpräntiöser Fisch und ein sehr guter Wein. Ein Drei-Dollar-Lippenstift und ein umwerfendes Vintage-Samtkleid für einen Hunderter. Schlichte weiße Bettwäsche, mit Lavendelwasser benetzt und so glatt gebügelt wie die Laken im »Ritz«. Die Freiheit, beim ersten Date an Deck einer öffentlichen Fähre ein Grillhähnchen zu verschlingen und eine Flasche Wein zu leeren. Die widerspenstige Perversität, im Waschsalon Proust zu lesen und damit triste, öde Stunden zu verklären.

Nach kostenlosem oder spottbilligem Amüsement suchen zu



müssen hat etwas seltsam Befreiendes an sich. Es befreit von Konventionen. Von Konkurrenz und gesellschaftlichem Druck. Von ödem, berechenbarem Erwachsenenverhalten. Ich habe mal aus Herbstblättern Anstecksträußchen für alle zwölf Gäste bei einem Thanksgiving-Dinner gemacht. Dazu ging ich in Brooklyns Straßen spazieren und suchte mir mit größtem Vergnügen die schönsten Blätter aus. Jeder Gast trug sein Sträußchen auf seine Art, – am Revers, als Cocktailhut, in den Krawattenknoten gesteckt – und zum Schluss verstreuten wir sie betrunken wie in einem heidnischen Ritual auf dem Tisch. Ein wunderlicher Einfall, mag sein – aber auch ein freizügiger, eben ein etwas anderer: Überfluss wird selten mit wenig Geld assoziiert. Stattdessen bringt man uns bei, Geld bedeute Freiheit, weil wir es (fälschlich) für die Basis des freien Willens halten. Doch Geld kann den Menschen auch abstupfen lassen, zum Preis der Macht von Einfachheit und der eigenen Fantasie. Wenn ich an die Gerichte denke, die ich in den teuersten Restaurants gegessen habe, und an jene, die ich selbst zubereitet habe, weiß ich, welche von beiden für mich »beseelter« und köstlicher waren. Bei »Balthazar« in New York City saß ich einmal mit den schön auf einem funkelnden Serviertisch präsentierten Garnelen, Muscheln und Austern im Blick und dachte die ganze Zeit nur: »89,95 Dollar für zwei Stück! 89,95 Dollar für zwei Stück! 89,95 Dollar für zwei Stück!«, sodass ich gar nicht schmeckte, was ich aß. Wenn ich das mit den Venusmuscheln vergleiche, die mein Mann in Sag Harbor aus dem Sand buddelte, in seinen indischen Schal einwickelte und in den Kofferraum unseres Mietwagens packte, wird mir klar, dass einem manche Dinge wie Luxus vorkommen mögen – sprich: selten und unbezahlbar –, obwohl sie gar nichts kosten. Und genau durch diese kostenlosen Dinge und Momente



der Freiheit im Leben bekommt all das, was Geld kostet, eine Bedeutung – und nicht umgekehrt.

Zugegeben, es fällt schwer, sich im Alltag an diese Wahrheit zu erinnern. Wir können nicht alle einfach mit den Fingern schnippen, um am nächsten Morgen als Franziskaner-Seelen wiedergeboren zu werden, die in Sackleinen herumlaufen und in ihrer Glückseligkeit ein Schnäppchen oder eine schöne Schachtel provenzalischer Seife ignorieren. Doch vielleicht können wir innehalten und kurz darüber nachdenken, was wir von unserem Geld (und der kostbaren Zeit, die wir mit Geldverdienen verbringen) tatsächlich erwarten und was wir uns letztendlich tief im Innern vom Leben wünschen. Als stolzer Secondhand-Fan und ewige, unverfrorene Verschwenderin lade ich Sie ein, Ihre finanziellen Prioritäten zu überdenken und sich (trotzdem) in jeder Hinsicht dekadent freizügig zu verhalten, ohne die Bank zu sprengen. Oft geht es einfach nur darum, kurz nachzudenken, bevor man losstürmt.

Überleben hat für jeden von uns eine andere Bedeutung. Je nach Epoche werden wir in eine finanzielle Situation hineingeboren und entwickeln uns in eine andere hinein. 1942 war Luxus für eine Frau wahrscheinlich gleichbedeutend mit einem Paar Nylonstrümpfe, für uns sind es hochhackige Louboutins. Meine Eltern waren in den Siebzigerjahren um die zwanzig und brauchten damals lediglich einen gebrauchten Armeejeep, ein paar Kissen, Laken und einen Koffer voller Mangos, um mit zwei Kindern kreuz und quer durchs Land zu fahren. Meine Generation sieht sich mit Kinderwagen konfrontiert, die mehr kosten als 1976 diese Hippiekarre. Heute brauchen wir für die kleinste Bewegung so viel mehr Klamotten, Technologie, Ausrüstung und Geld – bis hin zur Flasche mit artesischem Fidschi-Wasser. Der



Rich-Girl-Style ist in den letzten Jahren so zur Norm geworden, dass wir darüber leicht vergessen, dass wir *nicht* reich, geschweige denn auch nur ansatzweise finanziell abgesichert sind – und dass siebenhundert Euro einfach zu viel für eine Handtasche sind, egal in welchen Umständen. Aber vor allem in den derzeitigen. Selbstbeschränkung, Verhältnismäßigkeit, Einfallstreichtum – dies ist die heilige Dreifaltigkeit für ein besseres Leben mit mehr Tiefgang, ohne so viele Requisiten. Frauen von heute brauchen den Schlüssel zu einer Freiheit, die nicht in einem glitzernden Schaufenster oder einer türkisblauen Tiffany-Schachtel liegt. Männer von heute müssen zum Gedanken von Henry David Thoreaus *Leben in den Wäldern* zurückfinden und lernen, dass ein Selfmademan ein Leben nach seinen eigenen Vorstellungen führen kann. Konjunkturresistente Gewandtheit hat per se nichts mit Anti-Konsum-Kultur zu tun, sondern ist ein viel selektiverer Ansatz. Nämlich der, mit wenigen, dafür besseren Dingen zu leben statt mit zu viel billigem Kram.

Style Queen ist ein buntes Sammelsurium meiner Geheimtipps für Glamour-Überlebenskünstler: Sangria aus Orangen und billigem Rotwein. Die Kunst, Männer-Shorts zu tragen und sie wie ein Designerteil aussehen zu lassen. Drei Stunden lang eine Tasse Karawanentee im »Plaza« zu trinken oder einen Kissenbezug im Fünf-Sterne-Stil billig zu erwerben. Mit solch kleinen, aber wohlüberlegten Ritualen können Sie einer eher schäbigen Realität die Stirn bieten. Etwas mit wenig Geld gut zu machen ist nichts anderes als Kreativität, kombiniert mit einfachen, praktischen Alternativen, die noch dazu Spaß machen. In diesem Buch geht es ganz konkret darum, wie Sie sich kleiden, Gäste bewirten, Ihr Geld für Notzeiten sparen oder es für besondere Anlässe klug ausgeben können. Dieses Buch hat zwar



autobiographische Züge, doch die Geschichten aus meinem Leben sollen nur auf Ihr eigenes Leben verweisen – betrachten Sie sie als Vorschläge, die Sie zu Ihrem ganz persönlichen Chic, zu mutigem Überleben und einem stärkeren Gespür für originellen Stil anregen sollen.

Guter Geschmack für wenig Geld ist das Rückgrat verschwenderischer Sparsamkeit, aber noch viel wichtiger ist das Gefühl von Fülle, Freigebigkeit und Vergnügen, das sich einstellt, wenn Sie die Regeln neu erfinden und aus Ihren Groschen alles herausholen.

Ja, Aschenputtel, natürlich wirst du auf den Ball gehen, aber such dir dafür ein edles Vintage-Gewand, das sich nicht schon vor dem zwölften Glockenschlag auflöst!





I.

Kleidung





Eins

Wenn die Fetzen fliegen: So überlebt man einen Sample Sale

Das teuerste Kleid, das ich mir je gekauft habe, verschenkte ich an eine mir flüchtig bekannte Kassiererin bei »Gourmet Garage« in SoHo. Sie sagte, sie brauche ein rotes Kleid für eine Weihnachtsfeier. Meines war ein blutrotes, perlenbesticktes Fishtail-Abendkleid aus Seidensamt von Badgley Mischka, das bei Bergdorf Goodman dreitausend Dollar kostete. Ich hatte dafür vierhundertsiebzig Dollar bezahlt und trug es ein einziges Mal, am Valentinstag bei einem Dinner im »La Luncheonette«, bei dem zäher Hummer serviert wurde. »Du bist overdressed«, meinte mein Mann nur, als ich von der Hotelsuite zum Taxi stakste. Und ich zog das Kleid nie wieder an.

Ich hatte das Kleid bei einem riesigen Sample Sale ergattert – der Art von halbprivatem Verkaufsevent, auf dem Frauen einem mit ihren Kinderbuggys über die Füße fahren, um ein Ballkleid zu ergattern, und auf dem Ladeninhaber zwanzig Kleider auf einmal kaufen, um sie an Debütantinnen weiterzuverscher-



beln. Bei derselben Gelegenheit erstand ich auch eine pinkfarbene, bauchfreie Taftbluse im Bollywood-Stil und einen Escada-Bleistiftrock aus Goldleder. Lächerliche Teile, die wohl eher zu einem Soap-Star oder einer Verkäuferin in Vegas gepasst hätten, typisch für Käufe, die unter Hochdruck und in einer Treibhausatmosphäre zu Stande kommen. Es fällt schwer, Luxusklamotten in der richtigen Größe – noch dazu verbilligt – zu widerstehen. Kleidungsstücke aus Stoffen, bei denen der Quadratzentimeter mehr kostet als auf dem entweihten Preisschild steht, setzen die Logik außer Kraft. Hier geht's um Zugreifen und Ergattern, und da spielt Vernunft keine Rolle mehr. Wenn die Fetzen fliegen und erwachsene Frauen in Unterwäsche herumlaufen und sich kristallbesetzte Babydoll-Negligés krallen, ist es schwierig, sich noch darauf zu besinnen, was man eigentlich braucht.

Nein, bei Sample Sales geht es nicht um Bedürfnisse oder eine kühne Auswahl. Wenn Sie beim Sample Sale gar eine praktische schwarze Strickjacke suchen, haben Sie den Sinn und Zweck dieser Veranstaltung vermutlich nicht kapiert. Die Art Sample Sale, die ich meine und die meistens in irgendeinem hässlichen New Yorker Hintergebäude mit Betondecke im Garment District stattfindet, ist wie ein Boot-Camp. Ein Hindernislauf für Fashion Victims. Man steht stundenlang in einem stickigen Treppenhaus oder einem Vorraum Schlange, zusammen mit Frauen, die am Handy Bestellungen für ihre Verwandten aufnehmen. Man beobachtet, wie hochnäsige, vom Einkaufen völlig erschöpfte Frauen mit überquellenden Plastiktüten aus den Türen strömen, und traut sich nicht zu fragen, ob für einen selbst noch etwas übrig ist. Man verspürt eine Mischung aus Demütigung und Stolz, während die bleiernen Stunden verstreichen und einen daran erinnern, dass in Manhattan niemand echte Ladenpreise be-



zahlt. Zumindest niemand, der einen Funken Verstand besitzt. Bekanntlich stürzte sich auch Martha Stewart einmal bei einem Sample Sale von Hermès ins Getümmel und ergatterte angeblich eine Kelly Bag aus Krokodilleleder. Wen interessiert schon, was es wirklich war? Bei so viel blanker Scheußlichkeit sieht alles wie eine Trophäe aus. Und wenn die Verkaufstüren dann auffliegen, endlich! Kaum haben Sie die Schwelle überschritten, deponieren Sie Ihre Tasche an der Tür, hängen Ihren Mantel an eine überquellende Kleiderstange und mischen sich unter die Horden, die es auf die 200-Dollar-Hochzeitskleider oder die Wühlkiste mit den italienischen Bikinis abgesehen haben.

Vielleicht sind nur New Yorkerinnen bereit, auf so grobe, wüste Art um ihre Kleidung zu kämpfen. Die Ironie, an einem Ort, der an eine Konservenfabrik erinnert, Luxus-Bettwäsche oder hauchzarte Seidenklamotten für den Urlaub im Calypso Resort zu kaufen, die achtlos in Pappkartons mit der Aufschrift »10 Dollar, gekauft wie gesehen, keine Rückgabe« geworfen wurden, liegt darin, dass der eigentliche Luxus das Shopping-Ritual ist und gar nicht der gesuchte Artikel. Kleidungsstücke aus einem Sample Sale sind eleganter Müll, besser noch als ein Goldlamé-Regenschirm, der aus einem Abfalleimer auf der Park Avenue ragt, oder ein Satinregenmantel, den jemand in der U-Bahn vergessen hat. Zwischen aufgerissenen Verpackungen, sanfter Beleuchtung, unterwürfigem Personal und beruhigender Musik findet man sich auf einem Schlachtfeld wieder, wo irgendjemand immer gerade blökt: »Kreditkarten bitte hier anstellen!« und jemand anderes schreit: »Nicht mehr als zehn Teile in die Kabine mitnehmen.« Ein Blick in die grimmigen Gesichter von Frauen, die Sarongs für einen Urlaub kaufen, den sie vermutlich nie machen werden, oder die sich wegen großer, hässlicher Basttaschen



in die Haare kriegen, zeigt Ihnen die Schattenseite Ihrer eigenen Begierde.

»Wie sehr möchte ich das haben?«, fragen Sie sich vielleicht in einem philosophischen Moment, müssen dann aber mit ansehen, wie Ihnen das betreffende Teil aus den Händen gleitet oder mit affenartigem Tempo von einer Kleiderstange heruntergerissen wird. Wer hier zögert, bleibt nackt.

Ich habe vor langer Zeit gelernt, die Umgebung vom Objekt meiner Begierde zu trennen. Als ich sieben war, kaufte meine Mutter für ihre Underground-Modeboutique in riesigen Second-hand-Kaufhäusern in Harlem ein, richtiggehenden Umschlagplätzen für Amerikas Vintage-Klamotten. In einem Raum – das werde ich nie vergessen – ragte eine Pyramide mit samtene Kinderkleidern auf. Ein Durcheinander aus smaragdgrünem, kirschrotem, violettblauem und schwarzem Stoff, fast sechs Meter hoch. Meine Mutter sagte: »Klettere rauf, und wenn du ein Kleid ohne Löcher findest, gehört es dir.« Ich musste sehr lange wühlen, hielt löchrige Partykleider aus den Dreißiger- und Vierzigerjahren gegen das Licht und entdeckte Bleichflecken, Risse und das seidene Gespinnst von Mottenlöchern. Ich war den Tränen nah, hielt aber tapfer durch und konnte schließlich zwei Kleidchen präsentieren, eines aus grünem Samt, das andere königsblau mit blassblau gepunktetem Petticoat-Tüll. Shirley Temple nach einer stürmischen Nacht. Diese Kleider habe ich immer noch – meine erste Lektion in Sachen Vintage-Klamotten-Abstauben und abenteuerlichem Ausverkauf-Shopping. Jedes kostete circa fünfzig Cent.

Bevor es Sample Sales gab, trug ich nie Designerklamotten, ich lieh sie mir höchstens oder stibitzte sie übers Wochenende vom Fashion Cupboard der australischen *Vogue*, wo ich eine Zeit-



lang gearbeitet habe. Die Kleiderstangen bei der *Vogue* waren eigenartig – hässlich, wunderschön, experimentell und oft in sehr, sehr kleinen Größen. Die Kleidung, die zu uns kam, wurde teils zurück nach Europa und Amerika geschickt, teils ging sie in Sydney verschollen. Da alle jungen Redakteurinnen und Assistentinnen, mit denen ich zusammenarbeitete, piekfein waren, Privatschulen besucht hatten und irgendwie immer nach feinem Reitstall aussehende Klamotten trugen, erbeutete ich die auffallenden Teile. Praktisch alles, was rot oder in Electric Blue oder aus Stretch war, galt bei der australischen *Vogue* als radioaktiver Müll.

In Manhattan sind derartige Dünkel natürlich unerheblich, und sie werden es mit jedem Jahr mehr. Hier sehen die Menschen gern reich aus, und jede Art von reich ist ihnen recht: auffallend vulgär oder versnobt-dezent. Es gibt wirklich alles: In der Umkleidekabine eines Sample Sale von Moschino kann man beide Gruppen beobachten: Auf der einen Seite die stinkreichen Frauen – durchtrainiert, blondgestrahnt und gewohnt zurückhaltend in hautfarbenen seidenen G-Strings, die mit ihrer Sonnenbräune verschmelzen. Sie kaufen eine Handvoll Teile und sind stundenlang zwanghaft mit der Länge eines Rocks oder der Machart eines Ärmelbündchens beschäftigt. Auf der anderen Seite der Rest der Meute: College-Studentinnen, die völlig ausgeflippte Badekleidung kaufen; Siebzijährige in Nahtstrumpfhosen, die sich in hautenge Kleider zwängen; Künstlerinnen, die seltsame Gaultier-Teile über alte, schwarze Jeans drapieren; Angestellte, die sich ein Kleid unter den Nagel reißen, nach dem sie die ganze Saison lang geschmachtet haben – und ich mit nichts als Mänteln und hin und wieder einem Seidentuch.

Erst nach einigen Expeditionen begriff ich, dass man bei ei-



nem Sample Sale am besten einen gut gearbeiteten, schön geschnittenen Mantel kauft; alles andere wirkt neben Ihren popeligen Kleidungsstücken einfach nur lächerlich. Ich hatte mit Schuhen (immer zu hoch und eine halbe Nummer zu klein), Blazern (mit ziemlich engen, nur für Modelarme tauglichen Arm-löchern) und Blusen (in denen selten eine weibliche Brust Platz hatte) experimentiert. Als demütigend empfand ich dabei immer die Konfektionsgröße: Kleidung aus Musterverkäufen gibt es, wie der Name schon sagt, in *Mustergrößen*, die bestenfalls einer Parodie der menschlichen Gestalt entsprechen. Um diese Wahrheit kommt man nur herum, indem man etwas findet, das voluminös ist, einen A-Linie-Schnitt oder einen dehnbaren Taillenbund hat. Wirklich gute Kleidung und Accessoires machen sich irgendwann bezahlt – dann aber richtig!

Der Mix macht's



Ein paar teure, hochelegante Sachen sind alles, was ein Mädels braucht. Um exotische Teile hervorzuheben, ist es aber wichtig, dass Sie ansonsten neutrale, schlicht-elegante Kleidung tragen. Holly Golightly demonstrierte das ganz gut, als sie in einem kleinen Schwarzen unter dem Bett nach ihren Slingbacks aus Krokodilleder suchte. Einen hellbeigen Leinenmantel von Moschino kann ich nur mit einem schokobraunen Kleid und Handschuhen in Electric Blue dazu tragen.



Tragen Sie es richtig



Sie können zwar ein schickes Kleid tragen, wenn Sie sich mit strähnigem Haar und ausgelatschten Ballerinas im Supermarkt unters Volk mischen, aber dann sieht es einfach so aus, als sei Ihr Outfit aus einem Leben gestohlen, das eindeutig nicht Ihres ist. Wenn Sie sich schon in Schale werfen wollen, müssen Sie es richtig machen. Denn wer in eine Rolle schlüpft, muss sie auch gut spielen. Ich zum Beispiel achte darauf, nicht mehr zu schlurfen, wenn ich in einem gefütterten Kleid majestätisch einherschreite.

Mogeln Sie nicht bei der Passform



Meine Faustregel beim Shoppen lautet: Ein Teil muss perfekt sitzen. Nichts da mit »Da wachse ich noch rein« oder »Ich lasse es ändern«, denn das machen Sie sowieso nicht. Seltsame Farben gehen gar nicht. Lächerlich sexy wirkende Teile wie Pfennigabsätze, Korsagen und Strandkleidung, die man nur ohne BH tragen kann, gehen auch nicht, ebenso Kleidung oder Accessoires, die dreimal so bombastisch und verrückt sind wie Ihr wahres Leben. Tragen Sie, wenn Sie im Ausverkauf shoppen gehen, Basics, die Sie gerne mögen. Das hat die gleiche Wirkung, wie vor dem Lebensmitteleinkauf etwas zu essen. Und nehmen Sie vernünftigerweise eine Einkaufsliste mit.





Zwei

Liebe in Secondhand: So werden Sie zur Vintage-Shopperin

Viele Jahre feierte ich den New Yorker Sommeranfang, indem ich BH und Slip wegließ und sie erst an den ersten kühlen Tagen Ende September wieder trug. Freiheit bedeutete für mich ein knielanges Seidenkleid aus den Vierzigern, wild wehendes Haar, Plateausandalen, roter Lippenstift, eine gewebte Umhängetasche und sonst nichts. Ich brauche nicht zu erwähnen, dass ich in der U-Bahn stand, anstatt zu sitzen, und zwar sehr still. Und da es Sommer war, durfte auch ein Mann nicht fehlen, ein Date in Jersey City oder Greenpoint oder Jwd. Mit einem Kleid, bei dem der Saum herunterhängt, geht man selten in die eleganten Viertel.

In gewisser Weise verfiel ich in regelrechte Euphorie, wenn ich zum romantischen Date in einem abgetragenen Kleid erschien, das bei irgendeiner wilden Tanzverrenkung oder nach hundert Sonntagsgottesdiensten Risse bekommen und noch dazu einen eingerosteten Reißverschluss hatte. Ich brüstete mich gern vor mir selbst damit, dass *dies* das letzte Aufgebot und der größte

